

JOSEF WINKLER: Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär oder Die Wutausbrüche der Engel. Berlin: Suhrkamp 2011, 162 S.

Mit seinen erzürnten Putten im verschnörkelten Titel, seinen mehrzeiligen Kapitelüberschriften und seiner sich jeder literarischen Gattung entziehenden Zusammensetzung ist Josef Winklers 2011 erschienenes Buch *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär oder Die Wutausbrüche der Engel* so barock wie eine österreichische Landkirche. Eigentlich ist das Buch als Fortsetzung der Rede zu verstehen, die Winkler 2008 in Darmstadt hielt, als er den Büchner-Preis entgegennahm. Damals hatte er den Anwesenden versprochen, auf einige Fragen zu antworten: Josef Winkler, wer ist das? Wo kommt er her? Was hat ihn geprägt? Wie ist er zum Schriftsteller geworden? Warum schämt er sich seit kurzem nicht mehr, wenn er nicht jeden Tag an Selbstmord denkt? Die Antworten auf diese Fragen hat der österreichische Schriftsteller zu einem Buch verdichtet, das sich, wie oft bei ihm, zu einer Selbsterkundung entwickelt. Obwohl Winklers Romane von Anfang an reichlich Aufschluss gaben über die Vita des Autors, erfährt der Leser hier einige bislang unbekannt Einzelheiten. Während er Winkler bei seiner Spurensuche begleitet, begreift er, wie die heutigen Obsessionen des Schriftstellers entstanden sind, welche Ereignisse auf seine Sensibilität nachhaltig gewirkt und welche Bücher ihn geprägt haben. Hier muss der Leser, anders als in früheren Werken, nicht zwischen Realität und reger Fantasie unterscheiden. Dieses Werk bietet unmissverständlich Bruchstücke einer Konfession.

Zu den Obsessionen des 1953 im kreuzförmig aufgebauten Kärntner Dorf Kaming geborenen Autors zählt der Katholizismus. Wie aus dem einstigen Ministranten der heutige furchterregende Gotteslästerer werden konnte, erahnt der Leser bei der Lektüre von Winklers frühen Erinnerungen. Der Schriftsteller beschreibt eine durch den Obskurantismus verbotene Kindheit. Das Dorf, in dem er aufwächst, gehört zu einer Welt, in der der Katholizismus einen Anspruch auf Alleinherrschaft erhebt. Den Kindern stehen nur Gebetsbücher mit Litaneien zur Verfügung. Ihre Erziehung gleicht also einer Indoktrinierung. In diesen Büchern wird der Akzent auf die Vergeltung der Sünden gelegt. Im

Himmel soll über das menschliche Tun und Lassen Buch geführt werden. Um das Schuldgefühl noch zu steigern, heißt es, selbst Träume und Fantasien würden dem lieben Gott nicht verborgen bleiben. Eines wird dabei verkannt: Ist die Regel zu streng, wird der Verstoß gegen sie zur unwiderstehlichen Verlockung. So kommt es, dass der junge Josef Winkler Jesus abwechselnd vehement verflucht und inbrünstig um Verzeihung bittet.

Mit der Zeit verstummen die Gebete, übrig blieben die Blasphemien, die bis heute nachhallen. Wie schwer es Winkler fiel, sich von dieser Kindheit los zu schreiben, habe ich bereits in einem früheren Beitrag mit dem Titel *Josef Winkler oder das Gefängnis der Vergangenheit*¹ angedeutet. In *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär*² bestätigt Winkler meine Analyse. Auf sein Buch *Domra* (1996) zurückblickend, in dem er die Leichenverbrennungen am Ufer des Ganges geschildert hat, erkennt er, dass er die indischen Rituale „im Ton der katholischen Litaneien beschrieben“ hat (S. 160). Offensichtlich lässt sich der Katholizismus nicht wie ein abgetragener Mantel abstreifen.

Eine weitere Obsession des österreichischen Schriftstellers ist der Tod – aber vielleicht ist das bei einem Österreicher nur naturgemäß. Wie dem auch sei, in *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* erzählt Winkler private Anekdoten, die in den Augen eines Psychologen vermutlich die Faszination des Schriftstellers fürs Makabre erklären könnten. Woher stammt nämlich die bei Winkler leitmotivisch wiederkehrende todesorientierte Skopophilie, für die der Leichnam vorwiegend eine Augenweide ist? Vielleicht aus einem frühkindlichen Erlebnis. Winkler er-

¹ Benoît Pivert: Josef Winkler oder das Gefängnis der Vergangenheit“. In: Traditionen und Modernen. Historische und ästhetische Analysen der österreichischen Kultur. Hg. von Anne-Marie Corbin. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag 2007 (= Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde 19), S. 178–188.

² Der Titel wurde aus praktischen Gründen gekürzt.

zählt, wie ihn eines Tages seine Taufpatin hochhob, damit er seine tote Großmutter betrachten konnte. „Schau, Seppel, schau“ (S. 16), befahl sie ihm. Winkler schaute damals hin und hat seitdem nie mehr weggeschaut, daher der bisweilen verstörende makabre Voyeurismus, der insbesondere im Roman *Wenn es soweit ist* (1998) zum Ausdruck kommt, einem Buch voller Modergerüchen, Verwesungsflüssigkeiten, Weihrauch und Totenkränzen. Auf dem Land, wo Winkler aufwuchs, wurde noch zu Hause gestorben. Früh, als der Großvater das Zeitliche segnete, atmete Winkler zum ersten Mal den berausenden Duft des Todes ein. Zum ersten Mal erlebte der Junge das Theater des Todes, das er später so oft selbst inszenieren sollte: den aufgebahrten Leichnam, den Katafalk, die sich bläulich verfärbenden Finger des Toten, die brennenden Kerzen, das Wachen, das Pilgern der Nachbarn, die den Hinterbliebenen Bohnenkaffee und Würfelzucker mitbringen.

Besonders geprägt wurde Winkler vom Doppelselbstmord zweier homosexueller Jugendlicher, Robert und Jakob, die im Pfarrhofstadel von Kamerling tot vorgefunden wurden. Winkler gesteht, lange Zeit ihre pendelnden Füße vor sich gesehen zu haben. Für den Halbwüchsigen, der seine gleichgeschlechtlichen Neigungen gerade entdeckte, war der Anblick zweier im Tode vereinter Jungen mit samenbefleckten Hosen ein ungemein faszinierendes Schauspiel. Jahrelang sollte für Winkler die Liebe nicht mehr vom Tode wegzudenken sein. Zur selben Zeit begeisterte er sich für *Die Pest* von Camus. Gebannt verschlang er die Beschreibungen der todgeweihten, von Pestbeulen entstellten Körper. Neben Camus ereiferte sich Winkler für alle frühverstorbenen Schriftsteller. Wie Winklers Leser weiß, sollte diese Faszination für den Tod nie verschwinden. *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* zeugt von diesem nachhaltigen Interesse. Die Leiche des von Winkler verehrten Malers Chaim Soutine ist darin abgebildet. Ferner bekennt sich der Autor zu seinen *nekrophilen Neigungen* (S. 154), die er mit zahlreichen Anekdoten veranschaulicht. Er erzählt etwa, wie er sich in Rom von einem Leichenhallenwärter einen Sarg öffnen ließ und in der Katakombe des Kapuzinerklosters in der Via Veneto den Totenkopf eines Mönches entwendete. Genuss-

lich beschreibt er die ausgedörrten Leichen in den Kapuzinerkatakomben zu Palermo. Dem Leser bleibt von der Präparation der Leichen nichts erspart. Ferner berichtet Winkler vom Besuch eines Armenfriedhofs, ebenfalls in Palermo, in dem über den Toten ein Orangenhain gepflanzt wurde, der den Schriftsteller zum Roman *Der Friedhof der bitteren Orangen* (1990) inspirieren sollte. Eine ähnliche literarische Inspiration fand Winkler in Indien beim Anblick der lodernenden Scheiterhaufen am Ufer des Ganges. Der Tod hat nämlich mit Winklers Entscheidung fürs Schreiben viel zu tun, wie er es in seinem Buch bekennt, das sein literarisches Schaffen reflektiert.

Der Tod war anscheinend das *primum movens*, die erste Ursache. Der Anblick der beiden Selbstmörder, die an einem Strick baumelten, weckte zunächst in Winkler unbändige sexuelle Fantasien und quälende Selbstmordgedanken. Er fühlte sich ausgeschlossen aus dem Liebes- und Todesbündnis, das zwei Jungen, die seine Neigungen teilten, ohne ihn eingegangen waren. Ihm ging alles ab, was die beiden besessen hatten, nämlich die Liebe und der Mut zu sterben. Schnell ließen diese Vorstellungen ihn nicht mehr in Ruhe. An diesen Zwangsgedanken wäre er zugrundegegangen, hätte er nicht angefangen zu schreiben. In einem Artikel in der *Welt* formuliert es die Kritikerin Susanne Kunckel so: „Sein erster Roman *Menschenkind* erschien 1979. Winkler verwandelte den Liebestod zweier Freunde an einem Kälberstrick in Sprache“.³ Eigentlich stürzte er sich zuerst, wie er in *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* bekennt, in die Verfassung eines tausendseitigen Tagebuchs. Daraus wurde nie ein Buch, aber der Schreibimpuls war da. Der Junge, der mit seinen Trieben alleine zurückgeblieben war, sublimierte diese durch Literatur. Bis heute ist er fest davon überzeugt, damit kein Einzelfall zu sein. Er beruft sich dabei auf ein bereits in *Der Leibeigene* vorkommendes Zitat aus Julien Greens Roman *Jugend*:

³ Susanne Kunckel, „Außenseiter, Nestbeschmutzer, Büchner-Preisträger“. In: Die Welt, 26.10.2008.

Wie viele Bücher sind aus sexuellem Hunger entstanden? Sogar solche, die höchst sittsam und tadellos wirken, haben keinen anderen Ursprung, aber er ist zu bescheiden, als dass sie eine so ‚niedrige Herkunft‘ zuzugeben wagen. [S. 38]

Solche Bedenken hat Winkler nicht. Er gesteht sogar ein, dass er anfangs das Bildnis der beiden Erhängten auf seine Brust klebte, damit sie ihn inspirieren mochten. Bis heute hat er sie nicht vergessen, immer wieder tauchen sie in seinen Büchern als „rumorende Gespenster“ (S. 130) auf. Heute muss er aber, anders als am Anfang, nicht mehr schreiben, um „mit eigenen und fremden Sätzen Zeile für Zeile“ (S. 41) seinen Selbstmord aufzuschieben.

Wie die späteren Romane entstanden, verrät er in der Art eines Künstlers, der dem Zuschauer einen Einblick hinter die Kulissen seines Ateliers erlaubt. Winkler ist dabei nicht auf literarische Technik oder Schriftstellertricks bedacht, sondern auf seine Inspirationsquellen und die Orte, mit denen in seinem Gedächtnis bestimmte Bücher verbunden sind. Seine gelegentlichen Inspirationsflauten verschweigt er nicht. Er räumt beispielsweise ein, dass es ihm schwerfiel, seine Trilogie *Das wilde Kärnten* (1979–1982) zu vollenden. Um den letzten Band *Muttersprache* (1982) schreiben zu können, musste er sich für ein Jahr auf den Bauernhof einer während des Zweiten Weltkriegs nach Kärnten verschleppten Ukrainerin zurückziehen. Aus den Gesprächen mit dieser entwurzelten Bäuerin sollte später das Buch *Die Verschleppung* (1983) entstehen. Ferner erzählt Winkler, wie er, nach Inspiration ringend, sich zur „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ aufraffte und sich eine Zeitlang wieder auf dem elterlichen Bauernhof aufhielt. Aus dieser Konfrontation mit den Gespenstern der Vergangenheit sollte das Buch *Der Leibeigene* (1987) hervorgehen. Damals hatte Winkler seine suizidalen Tendenzen noch nicht überwunden und musste der Versuchung widerstehen, in der Nähe der Jauchegrube absichtlich auszurutschen, um sich darin zu ertränken.

Manchmal sind die Inspirationsquellen überraschender. Der Leser erfährt beispielsweise, dass die römische Novelle *Natura Morta* (2001) in Anlehnung an die holländischen Stilleben aus dem 17. Jahrhundert verfasst wurde. Winkler

ließ sich auf römischen Marktplätzen nieder, und wie ein Maler vor seiner Staffelei sah er dem bunten Treiben der Menge zu, weidete sich an den farbenfrohen Auslagen, berauschte sich an den Gerüchen von Fisch und Südfrüchten, fing – so Susanne Kunckel – „den Moment, wo Frische und Fäulnis sich treffen“,⁴ ein.

Der Leser entdeckt einen Schriftsteller, der immer ein Notizbuch bei sich trägt und an Zola erinnert, welcher mit seinen *cahiers d'enquête* durch die Pariser Arbeiterviertel streifte und alles penibel aufzeichnete, um für seine Romane Material zu sammeln. Auch Winkler hat sein Notizbuch stets zur Hand, wenn etwa sein Vater Geschichten aus dem Landleben erzählt. Manchmal muss der Sohn sich verstecken, um den Vater nicht zu ärgern, aber selbst verstohlenerweise wird alles akribisch notiert. Dieser naturalistische Habitus wirft eine Frage auf, die das Buch *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* teilweise beantwortet, ohne dass Winkler ausdrücklich darauf eingeht. Diese Frage betrifft das Verhältnis zwischen Realität und Fiktion in seinem Oeuvre, das auf den ersten Blick als autobiographisch daherkommt. Bei der Lektüre des Buches *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* versteht der Leser, dass dieser Eindruck meistens nicht trägt. Wenn man dem Autor Glauben schenkt, sind selbst die haarsträubendsten, gruseligsten Geschichten, die in den Romanen vorkommen, nicht seiner Einbildungskraft entsprungen, sondern beruhen auf wahren Begebenheiten. Winkler teilt Namen und Umstände der Vorkommnisse mit. Der Leser, der gehofft hatte, die blutigen Tragödien, über die im Roman *Wenn es soweit ist* berichtet wird, seien erfunden, wird eines Besseren belehrt. Selbst das Mädchen, das sich vor dem Dorfkreuz mit seinem Menstruationsblut das Gesicht beschmiert, bevor es sich in den Fluten der Drau ertränkt, hat es gegeben. Die Selbstmörder, die Opfer grässlicher Unfälle stammen alle aus Kamering und Umgebung. Das wilde Kärnten – so auch der Titel einer Trilogie des Autors – entpuppt sich als Provinz des Schreckens. Die Dramen hat Winkler nicht alle mit eigenen Augen gesehen, manchmal erzählt er Anekdoten weiter, die ihm

⁴ Ebd.

von seinem Vater oder seinem Freund, dem Maler Georg Rudesch, erzählt wurden.

Dass alle diese Tragödien sich tatsächlich zugetragen haben, tut, nebenbei gesagt, Winklers Talent keinen Abbruch. Sie sind nur ein Ausgangspunkt, Winkler lässt sich von ihnen inspirieren; er gibt sie nicht in der trockenen Art eines Journalisten wieder, sondern bearbeitet sie und macht daraus in seinen Werken expressionistische Prosagedichte, die an Georg Heyms oder Georg Trakls todestrunkene Lyrik erinnern. Manchmal nimmt die Inspiration allerdings überhand. In *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* gibt der Autor zu, Details erfunden zu haben. Den betrunkenen, von seiner Frau in den Saustall eingesperrten Bauern Gottfried Lemmerhofer hat es tatsächlich gegeben, aber, anders als im Roman, wurden ihm die Hoden nicht von grunzenden Schweinen abgefressen. Warum Winkler sich zu dieser Erfindung hinreißen ließ, erklärt er nicht. Vermutlich wurde er von seiner Liebe zum Gruseligen überwältigt, es sei denn, er wollte seine Leser nicht enttäuschen, die sich seit seinem Debüt Kärnten gern als Ort des jeder Beschreibung spottenden Grauens vorstellen. Dank Winklers frei erfundenen Schlusses sind diese sensationslüsternen Verehrer nicht zu kurz gekommen – anders als die unmittelbar Betroffenen, deren Reaktionen in *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* wiedergegeben werden.

Zu den Vorzügen des Buches zählt nämlich eine vom Autor selbst unternommene, nie dagewesene Rezeptionsgeschichte seines Oeuvres im „wilden Kärnten“. Dass Winklers Bücher in Österreich gemischte Gefühle hervorgerufen hatten, war von vornherein klar, aber wie die Kärntner Bauern sie aufgenommen hatten, war bislang nicht dokumentiert. Diese Lücke wird durch das Buch geschlossen. Winklers „literarischer Feldzug der verbalen Rache“ (S. 150), bei dem die Ungeheuer und stumpfsinnigen Rohlinge beim Namen genannt werden, hat offensichtlich niemanden gleichgültig gelassen. Der verfluchte Schriftsteller unterstellt ja den Kärntner Bauern die gemeinsten Gelüste. Er fragt sie, wie viele Frauen und Kinder jedes Jahr von ihnen ermordet werden, wie viele Stürze in die Jauchegrube sie zu verantworten haben. Die Reaktion der Angeklagten kann man sich unschwer vor-

stellen. Als Winkler eines Abends bei einem Aufenthalt in Kaming bei Nachteinbruch ausgeht, um unerkannt zu bleiben, warnt ihn der Vater vor den Rachegeleuten des Mobs: „Pass nur auf, vielleicht erwischen sie dich einmal irgendwo und schädeln dich ab“ (S. 134). Ein andermal ruft Winklers Schwester an und teilt dem Schriftsteller mit, ihr Vater befürchte, man könnte bei seiner Beerdigung seinem Sohn etwas antun.

Soviel Häme ist eigentlich nicht verwunderlich. Mit seiner Heimat ist Winkler nicht zimperlich umgegangen. Er hat, wie Thomas Bernhard seinerzeit, keine Übertreibung gescheut. Der Hass der Betroffenen ist daher allzu verständlich. Ist Winkler, wie sie es bestimmt meinen, ein Nestbeschmutzer? Dies hat Professor Arno Bammé bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Klagenfurt am 16. Oktober 2009 in seiner Ansprache bestritten. Für ihn ist Winkler weder ein Nestbeschmutzer, noch das moralische Gewissen Kärntens, sondern „ein teilnehmender Beobachter dessen, was in Kärnten passiert, [...] ein Soziograph der Landschaft Kärnten“.⁵ Dass der Lobredner eine als beleidigend empfundene Bezeichnung anführt, kann man nachvollziehen. Aber ist es überhaupt beschämend, in Österreich ein Nestbeschmutzer zu sein? Wenn man Ingeborg Rabenstein-Michels Beitrag *Bewältigungsinstrument Anti-Heimatliteratur* Glauben schenkt, ist das eher eine ehrwürdige österreichische Sitte:

Gesellschaftskritik hat in Österreich Tradition und Methode. Seit Nestroy (über Kraus, Horvath und später Turrini, Bernhard, Jelinek usw.) enthüllen die sogenannten „Nestbeschmutzer“ die Fehlleistungen, Brüche und Lügen des Systems und übernehmen die Funktion der Gegenspieler der Institutionen, die ebenso wie die breite Öffentlichkeit (bzw. das Publikum) mit Verstörung und Aggressivität auf die Herausforderung dieser unbequemen Publikationen reagieren.⁶

⁵ http://www.uni-klu.ac.at/main/downloads/Winkler_Promotionsrede_Arno_Bamme.pdf.

⁶ Ingeborg Rabenstein-Michel: *Bewältigungsinstrument Anti-Heimatliteratur*. In: *Germanica* (Université de Lille) 3 (2008), Nr. 42.

Die Gemeinsamkeiten zwischen Winkler und Thomas Bernhard sind nicht von der Hand zu weisen. Beide verbindet ein ununterdrückbarer Hass auf die Kirche, das Leiden an einer durch provinzielle Enge und Stumpfsinn ramponierten Kindheit und der Versuch, sich durch die Literatur zu befreien. Vielleicht sollte Winkler, der „Kärnten aushält und den Kärnten aushält“,⁷ sich angesichts solch glorreicher Vorgänger sogar rühmen, ein „Nestbeschmutzer“ zu sein?

Einem anderen „Nestbeschmutzer“ hat der Kärntner Autor mehrere Kapitel seines Buches gewidmet, und zwar dem französischen Dieb und Schriftsteller Jean Genet, dem zu Ehren er bereits 2010 *Das Zöglingsheft des Jean Genet* veröffentlicht hatte. Der Franzose ist wohl gemerkt nicht der einzige Literat, dem gehuldigt wird. Winkler gedenkt all derer, die ihn in der Jugend geprägt haben. Damals verschlang er nach Karl May die amerikanischen Schriftsteller und französischen Existentialisten. Das Buch ist aber mit vielfältigen Zitaten anderer Autoren gespickt, von Svevo über Pavese und Canetti bis zu Friedrich Hebbel. Julien Green gilt als einziger, verlässlicher Freund, dem Winkler in der Stadtpfarrkirche zu Klagenfurt, wo der Schriftsteller begraben liegt, regelmäßige Besuche abstattet.

Aber das Idol schlechthin ist Jean Genet, der im Buch auf einem Bildnis im Alter von sechzehn Jahren zu sehen ist. Die abgöttische Liebe, die Winkler für ihn hegt, entbehrt nicht einer gewissen Skurrilität, wenn der österreichische Schriftsteller einem eifrigen Anbeter gleich penibel in die Fußstapfen seines Vorbildes tritt und eine Nacht in Genets Sterbezimmer verbringt. Obgleich Winkler Genets Spur bis zu dessen letzter Ruhestätte im marokkanischen Larache verfolgt hat, konzentriert er sich hier auf die frühen Lebensstationen des späteren Schriftstellers. So pilgert er in die französischen Morvan-Berge und klappert das Dorf ab, in dem Genet als Mündel des Staates aufwuchs. Anschließend wallfahrt er zur Besserungsanstalt La Mettray und zum Zentralgefängnis Fontevault. Die Beschreibungen werden durch ausgiebige

Zitate aus *Miracle de la rose* unterbrochen, dem Buch, in dem Genet seine Kindheit und Jugend aufzeichnete. Genets von ländlicher Sinnlichkeit durchsättigte Kindheits- und Jugenderinnerungen haben mit Winklers frühen Erlebnissen in Kärnten manches gemein. In dem einstigen, von der Pracht des Katholizismus faszinierten Ministranten Genet begegnet Winkler sich selbst. Vertraut ist ihm ebenfalls Genets Liebe zum Sakrileg. Der französische Jüngling, der in einer hohlen Statue der Jungfrau Maria eine Phiole mit seinem Samen versteckt, erinnert an Winklers „Leibeigenen“, der sich seine Konfirmandenkerze in den After steckt. Winkler ist offensichtlich von der dumpfen Homoerotik fasziniert, die aus Genets Beschreibungen der Besserungsanstalt La Mettray hervorgeht. Die zu Dutzenden in Schlafräumen zusammengepferchten Heranwachsenden in Unterhosen, die einander alle Körperteile tätowieren, an Unterernährung und Misshandlungen sterben oder sich selbst erhängen und anschließend im Gemeindefriedhof übereinander bestattet werden, beflügeln Winklers Fantasie. Genet und er teilen dieselbe Ästhetik. Ihnen gefallen Bilder, die einer poetischen Komposition gleichen, Bilder der Schönheit inmitten des Schreckens, wenn etwa – so bei Genet – im Frühjahr die Kastanienblüten auf die Schultern und Mützen der gefangenen Zöglinge fallen. Gebannt lauscht Winkler hin, wenn Genet von eingesperrten Strichjungen erzählt, von den Erniedrigungen, die sich die Jüngsten von den Ältesten gefallen lassen müssen, von den Fäkalien der Zöglinge, die in einer Schubkarre zur Jauchegrube verfrachtet werden müssen. Genets Welt beinhaltet alle Ingredienzen von Winklers homoerotischen Szenarien: bildhübsche Selbstmörder, bestrafte Onanisten, gefallene Engel und zärtliche Vergewaltiger.

Neben diesem literarischen Vorbild hat Winkler in *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* anderen Künstlern ein Denkmal gesetzt. Das Buch enthält nämlich auch eine Hommage an den Maler Georg Rudesch, der an der von Winkler besuchten Handelsschule in Villach mit Betriebskundeunterricht sein Dasein fristete und seinen Schüler Künstler entdecken ließ – darunter Chaim Soutine –, die ihn fortan begleiten sollten. Soutine, der – so Winkler – „die schönsten roten Gladiolen, die schönsten jungen Zu-

⁷ http://www.uni-klu.ac.at/main/downloads/Winkler_Promotionsrede_Arno_Bamme.pdf.

ckerbäcker und die schönsten Ministranten der Kunstgeschichte malte“ (S. 100), widmet der Autor zwei Kapitel. Wiederum lassen sich Parallelen zu Winklers Jugend ziehen. Soutine wuchs nämlich in Litauen in ärmlichen Verhältnissen auf, inmitten einer verrohten Familie, die für die künstlerischen Bestrebungen des Sohnes nichts übrig hatte. Einmal mehr gewinnt Winkler einen unverständenen Außenseiter lieb. Soutines Themen – Einsamkeit, Armut, Elend, Tod und Verzweiflung – sind auch Winklers Sujets. Mit Wonne beschreibt er Soutine beim Malen fliegenumschwärmter Kadaver oder bei der Darstellung eines sterbenden Pferds. Sowohl Soutine als auch Winkler mögen die Nähe von Schönheit und Verwesung.

Ob diese Gemeinsamkeiten zwei Kapitel rechtfertigen, ist fraglich. Dies gilt erst recht für Genet, der gleich in drei Kapiteln gewürdigt wird, obwohl Winkler ihm ein Jahr zuvor in *Das Zöglingshäft des Jean Genet* bereits gehuldigt hat. Diese Seiten, die fast die Hälfte des Buches *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär* ausmachen, wirken wie Fremdkörper, die den Erzählfluss unterbrechen. Das Buch beginnt wie eine Autobiographie und mutiert plötzlich zur Heiligengeschichte. Das würde man Winkler nicht verübeln, wenn dabei andere Themen nicht zu kurz kämen.

Der barocke Titel – *Die Realität so sagen, als ob sie trotzdem nicht wär oder Die Wutausbrüche der Engel* – bleibt bis zum Ende schleierhaft. Gewiss, die Engel verweisen auf Genets Welt, in der die himmlischen Scharen mit Zorn auf das irdische Grauen herabblicken. Aber wie steht es mit der Reflexion über Realität und Sprache, die der erste Teil des Titels verspricht? Der Leser bleibt auf Mutmaßungen angewiesen. Es ist also nicht verwunderlich, dass der Titel in den Rezensionen des Buches fast immer außer Acht gelassen wurde, wenn man von einem Beitrag Andreas Hudelists absieht, dessen Interpretation überzeugend ist:

Winklers Kindheit wird hier wiederholt beschrieben, als Variation, als Realitätserschaffung. Allein das Aussprechen von Worten resultiert in der Schaffung von Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit muss laufend neu geschaffen werden. So ist kein Wort, kein Satz, keine Erzählung und kein Buch zu viel. Die Realität

so zu beschreiben, als ob sie nicht existiert, markiert den Zweifel an der Sprache – gleichzeitig jedoch auch den Glauben an sie.⁸

Viele andere Themen werden wie im programmatischen Titel nur angedeutet, so dass beim Lesen der Eindruck entsteht, als sei Winklers Konfession allzu bruchstückhaft. Zwar bietet der Autor unveröffentlichte Anekdoten über Kamering, eine interessante Rezeptionsgeschichte seines Werkes und ein im Vergleich zu früheren Büchern differenziertes Porträt seines Vaters, aber vieles, zu vieles wird mit Stillschweigen übergangen. Die Homosexualität kommt nur durch die Bewunderung für Genet zum Vorschein. Der Autor verkündet stolz, er schäme sich nicht mehr, nicht jeden Tag an Selbstmord zu denken, aber wie er seine suizidalen Tendenzen überwunden hat, verrät er nicht, obwohl der Leser das gern erfahren möchte. Wie aus dem jungen Mann, der nachts in öffentlichen Parks mit Strichern verkehrte, ein biederer Familienvater wurde, erfährt man auch nicht. Der Leser muss erraten, dass Christina, die den Autor auf Reisen begleitet, eigentlich dessen Ehefrau ist. Ihre Heirat wird nirgends erwähnt. Erst auf der letzten Seite entdeckt man, dass der Autor zwei Kinder hat. Vielleicht wollte Winkler sein in das Image vom zerquälten Dichter verliebtes Publikum nicht verstören. Dies mag der Grund dafür sein, warum er lieber sein vertrautes Gesicht zeigt, auf die Gefahr hin, wie eine Karikatur seiner selbst zu wirken. Um sich selbst treu zu bleiben, zeigt er sich als Friedhofsliebhaber und Todesroutinier, der nachts an den Gräbern der „herzensguten Toten“ (S. 149) verweilt.

Und doch gelingt es ihm nicht einmal, sich selbst ganz treu zu bleiben, denn dieses Buch ist längst nicht so poetisch wie seine Vorgänger. Abgesehen von einigen ekstatischen Seiten, in denen Winklers Erzählduktus zu erkennen ist, vermisst man den vertrauten Bilderrausch, den epileptischen Redeschwall, die poetische Verzückung und expressionistische Sprachgewalt. Die

⁸ Andreas Hudelist: „Ich lese Ihre Bücher nicht“. Josef Winkler hat aus der Dankesrede zum Büchnerpreis eine Publikation gemacht. In: literaturkritik.de, 1.01.2012. http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=16197.

Engel sind erzürnt, der Leser ist enttäuscht und hofft, wie der Kritiker Lothar Struck, dass dieses Buch, das trotz seines monumentalen Titels kein monumentales Buch ist, „nur eine Zwischenstation zum großen Josef-Winkler-Buch“⁹ ist.

Paris, Benoît Pivert

⁹ Lothar Struck, „Von Empörung durchdrungene Melancholie“. In: glanzundelend.de. http://www.glanzundelend.de/Artikel/abc/u_v_w/josef_winkler.htm.